



Herausforderer Bobby Fischer (li.) und Weltmeister Boris Spasski (re.) bei der legendären Schach-WM 1972 im isländischen Reykjavík

Foto: dpa

Als Henry Kissinger die WM rettete

Lange Zeit hatten Schach-Wettkämpfe eine politische Dimension – So auch 1972 das legendäre Duell Spasski gegen Fischer

1972 trat der Amerikaner Bobby Fischer (damals 29) gegen den 35 Jahre alten, amtierenden Weltmeister Boris Spasski an. Der Zweikampf gilt als Match des Jahrhunderts – denn er beendete die Vorherrschaft der Russen.

VON NORBERT WALLET

Schach, das Spiel der Könige – das sagt sich leicht dahin. Aber an diesem Tag ist es mehr denn je das Spiel der Mächtigen. Anfang Juli 1972 hält Schach die Weltpolitik in Atem.

In Reykjavík soll das „Match des Jahrhunderts“ stattfinden. Boris Spasski, der sowjetische Titelverteidiger, gegen den jungen amerikanischen Herausforderer Bobby Fischer. Sowjetunion gegen USA – zu einer Zeit, da der Kalte Krieg die Welt in Gut und Böse, Freund oder Feind teilt. Kein Wunder, dass diese Begegnung internationale Beachtung findet. Doch die Austragung hängt am seidenen Faden. Die Eröffnungszeremonie hat schon stattgefunden. Islands Premierminister war da, die Botschafter Moskaus und Washingtons stießen zusammen an. Spasski, ganz Gentleman, war natürlich anwesend. Nur einer fehlte. Fischer steckte noch irgendwo in den Vereinigten Staaten.

Einen Nervenkrieg. Der Amerikaner hatte die Veranstalter mit immer neuen Forderungen überzogen. Mal ging es um die Gage, mal um die Bedingungen im Spielsaal. Ein Exzentriker war er. Das hatte die Schachwelt während seines kometenhaften Aufstiegs zum Gipfel der Schachwelt längst gelernt. Aber diesmal übertrifft er. Sein Fernbleiben droht die USA lächerlich zu machen, während die Sowjetpropaganda den US-Boy als

rüpelhaften Feigling karikieren kann. Das ist der Augenblick, in dem Schach endgültig auf die Agenda der Weltpolitik kommt.

Henry Kissinger ist damals der nationale Sicherheitsberater des US-Präsidenten Nixon. Er ist auch Schachspieler. Kein guter, aber er hat Interesse. Der sowjetische Außenminister Anatoli Dobrynin wollte immer gegen ihn spielen, erzählte Kissinger viel später. Der Amerikaner lehnt ab. Er fürchtet, der Sowjetfunktionär hätte daraus ableiten können, wie sein Verstand arbeite. So misstrauisch war man damals im Kalten Krieg. Aber jetzt ist Kissinger entschlossen. Er will, er muss Fischer zur Reise nach Island, zum Kampf um die Weltmeisterschaft verpflichten.

Die Worte, mit denen er sein Telefonat beginnt, sind inzwischen legendär: „Hier ist der schlechteste Spieler der Welt, um mit dem besten Spieler der Welt zu sprechen.“ Er habe Fischer nur mitteilen wollen, dass ihm die US-Regierung alles Gute für das große Match wünsche, sagt Kissinger rückblickend. Aber Fischer versteht die eigentliche Botschaft. Er besteigt das Flugzeug nach Reykjavík – und die Schachwelt atmet auf.

Das Jahrhundertmatch kann beginnen. Aber wieso Jahrhundertmatch? Was machte diesen WM-Kampf überhaupt so interessant? Die Antwort liegt zum einen Teil in Moskau. In der Sowjetunion war Schach nicht nur ein überaus populäres Spiel. Es war für das kommunistische Regime auch ein Mittel, Überlegenheit zu demonstrieren. Das sowjetische System sollte nicht nur militärisch und industriell, sondern auch intellektuell eine internationale Führungsrolle erreichen. Im Schach gelang das eindrucksvoll. Die führenden Spieler waren staatlich geförderte Vollprofis. Ihre Dominanz im

internationalen Vergleich war erdrückend. Nicht nur sämtliche Schachweltmeister der Nachkriegszeit kamen aus der Sowjetunion, auch sämtliche Herausforderer spielten unter der roten Flagge mit Hammer und Sichel. Und jeder Sieg über westliche Konkurrenz galt als Triumph des Systems.

Und dann kommt dieser respektlose Laußengel aus den USA und mischt die Szene auf. Mutig, laut, großmäulig. Fischer scheut keinen Konflikt. Er beschuldigt die Russen in Turnieren der internen Abspalte, er bestreitet ihren Führungsanspruch – und vor allem hat er Erfolg. Auf dem Weg zum WM-Finale fertigt er den Russen Mark Taimanov mit 6:0 ab. Derartig gedemütigt wurde ein Vertreter des Sowjetschachs noch nie. Taimanov wurde bestraft, sein Gehalt gestrichen, Auslandsreisen verboten.

Starreporter kommen zur WM nach Island. Prominenz. Und Schriftsteller wie Norman Mailer

Aber Fischer zeigt in der nächsten Runde mit einem erneuten 6:0 gegen den stärksten westlichen Widersacher, den Dänen Bent Larsen, dass Taimanov keineswegs ein Versager gewesen war. Fischer war überragend. Eine Überlegenheit, die dann auch der Ex-Weltmeister Tigran Petrossjan anerkennen musste, der im Halbfinale wenigstens „nur“ 6,5:2,5 unterlag. Aber seine fünf Niederlagen im Match gegen den Amerikaner waren nur eine erneute Beleidigung des Schachimperiums. Nun ruhten alle Hoffnungen auf Boris Spasski. Der hatte immerhin bisher ein stolzes 4:1-Score gegen den US-Boy und noch nie gegen den Herausforderer verloren.

Alles deutet also im Juli 1972 auf ein großes Match, auf den ultimativen Showdown. Das Interesse der US-Medien ist geweckt. Über die Zwischenstände des Kampfes berichten die Nachrichtenmedien breit und zur besten Sendezeit. Starreporter sind dabei. Prominenz. Schriftsteller wie Arthur Koestler und Norman Mailer schicken ihre Berichte aus Island um den Globus.

Angefeuert wird der Hype auch von der ersten Partie, die bis heute bei Schachspielern für heiße Debatten sorgt. Diese prestigeträchtige Auftaktkonfrontation bringt einzigartiges Schach. Bis Fischer in einer Nichts-los-Stellung mit seinem Läufer einen Randbauern schlägt, worauf aber – auch für Amateure leicht zu sehen – der Läufer auf Dauer eingesperrt bleibt. Hatte Fischer das wirklich übersehen? Schien ihm ein uninteressantes Auftaktremis unter seiner Würde? Endgültig verliert er die Partie erst durch eine spätere Ungenauigkeit. Aber die WM hat den ersten Paukenschlag. Die Sowjets jubeln.

Dann wieder Eskapaden. Kamerads tören Fischer. Er tritt zur zweiten Partie nicht an, verliert sie kampflos 0:2! Um den Kampf zu retten, verlegt der deutsche Schiedsrichter Lothar Schmidt, vor dem die Spieler Respekt hatten, die dritte Partie in einen Gymnastikraum hinter der Bühne. Später hat er berichtet, wie er die störrischen Kontrahenten an der Schulter packte und auf ihre Sitze drückte. Es geht weiter. Fischer gewinnt die dritte Partie. „Es drohte eine Tragödie“, sagte Schmidt später. „Hätte er nicht weitergespielt, ich fürchte, Fischers Stern wäre verglüht.“ Er spielt aber weiter. Nach sechs Partien geht er in Führung und gibt sie nie mehr ab. Der amerikanische Traum ist auch am Schachbrett wahr geworden.

Die größten Schachspieler aller Zeiten

VON NORBERT WALLET

Wunderkinder, Exzentriker, Genies: Große Schachspieler haben immer schon Interesse und Bewunderung auf sich gezogen. Viele hatten ein Charisma, das weit über die Welt der Bretter mit 64 Feldern hinauswies. Hier eine kleine, subjektive Liste der besten Spieler aller Zeiten.

Paul Morphy (1837–1884), USA: Morphys Ruf ist bei Schachspielern bis heute ungebrochen, seine stürmischen, opferreichen Angriffsspartien sind Klassiker. Seinen Ruf begründete seine Europareise 1858/59, bei der er die Spitzenspieler des Alten Kontinents reihenweise besiegte. Morphys Versuche, als Anwalt zu reüssieren, scheiterten, er starb früh. Am Ende vereinsamt, geistig verstört und das Schach hassend.

Wilhelm Steinitz (1836–1900), Österreich/USA: Steinitz war das neunte von 13 Kindern einer armen jüdischen Familie in Prag. Nach einer Zeit in Wien übersiedelte er zunächst nach England. Dort besiegte er 1866 den deutschen Spitzenspieler Adolf Anderssen mit 8:6, woraufhin die Schachwelt ihn als ersten allgemein akzeptierten Weltmeister betrachtete. Steinitz revolutionierte die Schachtheorie, indem er noch heute gültige Grundsätze für das strategisch-positionelle Spiel entwickelte. 1888 wurde Steinitz amerikanischer Staatsbürger.

Raul Capablanca (1888–1942), Kuba: Capablanca holte sich 1921 in einem Match gegen den deutschen Emanuel Lasker den Schachweltmeistertitel, den er bis 1927 behielt. Er stand seit 1913 im diplomatischen Dienst Kubas, konnte sich damit die facto ausschließlich dem Schach widmen. Capablancas klarer positioneller Stil gilt bis heute als vorbildlich und beeinflusst zum Beispiel den langjährigen Weltmeister Anatoli Karpov. Als Mann von Welt verlieh er dem Schach einen Hauch von Glanz und Glamour.

Emanuel Lasker (1868–1941), Deutschland: Lasker war der zweite und bislang einzige deutsche Schachweltmeister. 27 Jahre lang, von 1894 bis 1921, hatte er den Titel inne, länger als jeder andere Champ. Lasker führte das psychologische Moment in den Schachsport ein, stellte sein Spiel auf den besonderen Spielstil des Gegners ein. Lasker, der auch Mathematiker und Philosoph war, floh vor den Nazis ins Exil, zunächst nach England, dann nach Moskau, später in die USA. 2008 wurde Lasker in die Hall of Fame des deutschen Sports, sprich, in die Ruhmeshalle aufgenommen.

Bobby Fischer (1943–2008), USA: Fischer ist vielleicht der bekannteste Schachspieler aller Zeiten, was an den spektakulären Umständen lag, unter denen er 1972 der scheinbar unüberwindlichen Phalanx des sowjetischen Schachs den WM-Titel entzog. Fischers Partien zeigten einen glasklaren Stil beziehender Logik und Tiefe. Als er 1975 gegen den Herausforderer Anatoli Karpow nicht antrat, entzog ihm der Weltschachbund den Titel. Fischer führte ein unstetes Leben, litt an psychischen Störungen und fiel später durch antisemitische und antiamerikanische Äußerungen auf. 1992 trat er noch einmal zu einem inoffiziellen Revanchekampf gegen Boris Spasski an, der sportlich enttäuschend verlief. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Island.

Gari Kasparow (geb. 1963), Russland: Er ist eine der mitreißendsten Persönlichkeiten in der Geschichte des Schachs. Kasparow war von 1985 bis 2000 Weltmeister. Legendar sind seine epischen Schlachten gegen Anatoli Karpow, dem er 1985 den Titel entriss. Dabei wurde das erste Match der beiden im Februar 1985 nach 48 Partien und über 300 Spielstunden abgebrochen, offiziell aus Rücksichtnahme auf die Gesundheit der Spieler. Im November des Jahres gewann Kasparow dann 13:11 und verteidigte seinen WM-Titel in drei weiteren Begegnungen mit Karpow. Kasparow stilisierte sich wortgewandt als Vertreter der neuen Zeit und brandmarkte Karpow nicht ganz zu Unrecht als typischen Vertreter des Sowjetregimes. Die Fans liebten Kasparows mutigen, offensiven Stil. Mut beweist Kasparow bis heute als Bürgerrechtler und Kritiker des russischen Präsidenten Vladimir Putin.

Robert Hübner (geb. 1948), Deutschland: Er ist der einzige Deutsche, der sich nach Emanuel Lasker noch mal ernsthafte Hoffnungen machen konnte, den höchsten Gipfel des Schachs zu erklimmen. Der brillante Papyrologe belegte 1980 den dritten Platz der Weltrangliste. In diesem Jahr gelangte Robert Hübner auch ins Kandidatenfinale, spielte gegen Viktor Kortschnoi um das Recht, den Weltmeister herauszufordern. Dort führte er mit 2:1, ehe ihm in der siebten Partie ein haarschäubender Patzer unterlief, der der Fassung und schließlich auch das Match kostete.

„Schachprofis sind nicht neben der Spur“

Der deutsche Großmeister Helmut Pfleger über den besonderen Reiz von Kämpfen um die Weltmeisterschaft

VON NORBERT WALLET

Herr Pfleger, Sie haben jahrzehntelang WM-Kämpfe verfolgt und kommentiert. Was macht eine Schach-WM so besonders prickelnd?

Ander als normale Turniere werden WM-Kämpfe ja meist als Zweikampf ausgetragen. Das schafft eine reizvolle Duell-Situation. Aber seit dem legendären Match Fischer – Spasski gab es oft einen Aspekt, der weit über das Sportliche hinauswies.

Nämlich einen politischen Aspekt.

Ja. Viktor Kortschnoi war ja praktisch ein Dissident, der im Westen lebte, während seine Familie noch in Russland war, als seine WM-Matches gegen Anatoli Karpow stattfanden. Kortschnoi sagte mir einmal, er sei davon überzeugt gewesen, im Falle eines WM-Siegs hätte man seinen Angehörigen in der Sowjetunion Gewalt angetan. Und die epischen Kämpfe zwischen Karpow und Gari Kasparow folgten ähnlichen Mustern. Kasparow stilisierte seinen Kampf gegen Karpow zu einer Begegnung von Perestroika gegen den alten Geist, und tatsächlich war Kasparow in seinem ungünstigen Charakter ein Vertreter der neuen Zeit.

Ticken Spitzenspieler eigentlich ganz normal? Die Geschichte der WM-Kämpfe ist durchsetzt von Skurrilitäten.

Das kann man wohl sagen. Das Karpov-Lager setzte zum Beispiel einen Parapsychologen ein, der angeblich vom Schach gar keine Ahnung hatte. Der hatte nur die Aufgabe, Kortschnoi anzustarren und so sein inneres Gleichgewicht zu zerstören. Aber dennoch kann man nicht sagen, dass Schachspitzenspieler, nun ja, ein bisschen neben der Spur wären. Nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes hat sich vieles beruhigt. Die WM-Matches etwa von Vladimir Kramnik gegen Peter Leko oder von Viswanathan Anand gegen Kramnik in Bonn waren Auseinandersetzungen zwischen Gentlemen.

Wo ordnen Sie den nun anstehenden Kampf zwischen dem Inder Vishy Anand und dem Norweger Magnus Carlsen ein?

Das wird äußerst interessant. Das mediale Interesse am Schach in Anands indischer Heimat wird außerordentlich sein. Sportlich ist es eine hochspannende Frage, ob der alte „Tiger von Madras“ dem jungen Wilden noch mal die Krallen zeigen kann. Diese Situation verleiht dem Kampf seine eigene

Note: Jeder weiß, irgendwann wird die Zeit des Magnus Carlsen anbrechen. Aber vor heimischem Publikum könnte der Weltmeister noch mal seine Erfahrung ausspielen.

Wir würden Sie die beiden Kontrahenten charakterisieren?

Anand ist eine großartige Persönlichkeit. Er ist welfoffen, an vielen Dingen interessiert, er spricht viele Sprachen und hat ausgespro-

chen gute Manieren. Ein Mann von Welt. Carlsen kennt ich weniger gut. Er scheint mir vielleicht ein bisschen einseitiger aufs Schach fixiert. Er wirkt ein wenig verschlossener. Aber seine Schachkarriere ist von großer Zielstrebigkeit geprägt.

Und die Spielstile?

Sie sind beide universell stark. Vielleicht legt Anand größeren Wert auf eine gründliche Vorbereitung der Eröffnungszüge. Carlsen dagegen will einfach zunächst spielbare Stellungen erhalten. Er ist unglaublich zäh. Er kann über Stunden seine Konzentration halten und schlägt eiskalt zu, wenn der Gegner ermüdet. So kommt es immer wieder vor, dass Carlsen Stellungen gewinnt, die auf den ersten Blick eher langweilig und ausgegliedert wirken. Das ist eine große Stärke.

Was wird den Kampf entscheiden?

Es wird wohl darauf ankommen, wie beide mit dem Druck umgehen. Einerseits kennt Anand diese Zweikampf-Situationen. Da kann ihn nichts erschüttern. Aber die Erwartungshaltung vor eigenem Publikum – das ist neu für ihn. Beflügelt oder bedrückt ihn das? Das kann entscheiden.

Zur Person

Helmut Pfleger

- 1943 in Teplitz-Schönau (Tschechien) geboren
- Promovierter Internist und Psychotherapeut. Seit 1975 Schachgroßmeister
- Moderierte viele Schachsendungen im Fernsehen (StN)



Foto: dpa

